

Begegnungen

Zwei Deutsche sprechen über ihre Heimat. Und warum sie sich für dieses Land mehr Normalität, mehr Toleranz und mehr Respekt für Fremde wünschen.

Emine Demirbüken und Paul Spiegel.

Emine Demirbüken, 39, ist seit 1988 Ausländerbeauftragte des Berliner Bezirks Tempelhof-Schöneberg. In der Türkei geboren, lebt die Tochter eines Tischlers seit 1968 in Berlin und hat die deutsche Staatsbürgerschaft. Sie ist Mitglied der CDU und liebt provokante Thesen. So machte sie zum Beispiel Schlagzeilen mit der Aussage, sie sei stolz und zufrieden, in Deutschland zu leben und sei keine „Passdeutsche“.

Paul Spiegel, 63, ist Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Seit der Übernahme des Amtes muss der geborene Westfale seine Künstleragentur, die er in Düsseldorf leitet, vernachlässigen.

Was ist Heimat, Frau Demirbüken?

Emine Demirbüken: Bei einer solchen Frage muss ich immer erst überlegen, was eigentlich gemeint ist, denn ich habe mehrere Heimatgefühle in meiner Seele. Mein Vater ist aus einer südostanatolischen Kleinstadt nach Istanbul gezogen. Dort habe ich gelebt, bis ich sieben war. Dann sind wir nach Berlin gegangen, das zu meiner Heimat wurde. Aber auch die Türkei bleibt weiter meine Heimat. Fragt man mich jedoch, wo ich gerne alt werden würde, dann sage ich: Italien. Dort fühle ich mich sehr wohl, die mediterrane Mentalität sagt mir sehr zu.

Und für Sie, Herr Spiegel?

Paul Spiegel: Auch ich sehe die Möglichkeit, viele Heimaten zu haben, obwohl es dieses Wort eigentlich nur im Singular gibt. Heimat ist dort, wo man sich beheimatet fühlt. Und das ist für mich zunächst Düsseldorf, wo ich seit 43 Jahren lebe, Familie und Freunde habe und arbeite. Auch in meine Geburtsstadt Warendorf fahre ich immer wieder gerne, obwohl ich meine Heimat dort nicht mehr sehe. Es sind aber viele Gefühle mit der Stadt verbunden. Natürlich ist für mich auch der Staat Israel wesentlich, nicht aber als Heimat im genannten Sinne. Zum ersten Mal in der Geschichte des jüdischen Volkes gibt es einen Staat, in dem Juden innerhalb von 24 Stunden Staatsbürger werden können – eine Lebensversicherung für alle Juden, die noch außerhalb Israels leben. Das ist im weiteren Sinne also auch eine Heimat. Die Frage, wo ich mein Alter verbringen möchte, steht bei mir natürlich früher zur Beantwortung an als bei Ihnen, Frau Demirbüken. Ich habe mich mit ihr trotzdem noch nicht beschäftigt. Heimat hat für Sie also nicht unbedingt mit der Herkunft, sondern viel mit persönlicher Identität zu tun.

Demirbüken: Ein türkisches Sprichwort sagt: Heimat ist dort, wo ich satt werde. In diesem Jahr feiern wir den 40. Jahrestag der türkischen Emigration nach Deutschland. Für viele Türken ist dieses Land die Heimat geworden. Wenn man in der vierten Generation in Deutschland lebt und sich über das Land oder die Politik dieses Landes definiert, wenn man, wie Sie es gesagt haben, seine Freunde hier hat, dann hat man Wurzeln geschlagen.

Spiegel: Aber haben Sie auch das Gefühl, dass die Umwelt Ihnen dieses Heimatgefühl nicht zugesteht?

Demirbüken: Ja, das geschieht. In meinem Selbstverständnis bin ich Berliner. Darum kritisiere ich auch, wo es nötig ist, mein Land, meinen Staat, auch die Justiz und die Polizei. Dann bekomme ich manchmal zu hören: Aber bei euch in der Türkei ist doch alles viel schlimmer. Ich muss mich also für etwas verantworten, mit dem ich nichts zu tun habe. Ich werde reduziert auf das Muslimische oder das Türkische, aber nicht auf das, was ich hier geleistet habe. Manche werfen mir sogar vor, ich sei undankbar, weil ich das Land kritisiere, das mich so freundlich aufgenommen hat.

Spiegel: Ich kann das nur bestätigen. Ich werde immer wieder gefragt: Du sagst zwar, was hier falsch läuft, aber willst du nicht erst einmal bei euch in Israel aufräumen? Damit werde ich fast täglich konfrontiert.

Demirbüken: Da sitzen wir im gemeinsamen Boot.

Frau Demirbüken, sind solche Vorhaltungen nur das Ergebnis mangelnder Information?

Demirbüken: Sicher gibt es Menschen, die überhaupt nichts mitbekommen von dem, was in dieser Gesellschaft vor sich geht. Aber es gibt auch viele, die sehr bewusst mit Menschen aus anderen Bevölkerungsgruppen zusammen leben und arbeiten. In Wissenschaft

und Politik haben wir über die Aufgabe der Integration fast schon zu viel gesprochen. Binationale Ehen oder die mehrsprachigen Kinder zeigen, dass vieles im Alltag schon selbstverständlich ist. Was ich meine, geht aber tiefer. Es geht um das Gefühl, was heute die deutsche Nation bedeutet und aus was sie sich zusammensetzt. Die Frage stellt sich inzwischen anders, als es noch im Grundgesetz dargestellt ist. Was die Begriffe Nation, Staatsbürgerschaft, Leitkultur bedeuten, muss von allen Teilen der Gesellschaft diskutiert werden. Wo es nötig ist, müssen die entsprechenden Artikel des Grundgesetzes neu formuliert werden. Ich bin eine deutsche Staatsbürgerin, und darum ist dies ein wichtiges Thema für mich.

Stellt sich das für die Juden in Deutschland genauso dar?

Spiegel: Nein, anders. Man kann nicht sagen, dass wir in der Öffentlichkeit wenig präsent wären. Das spüre ich am eigenen Leib. Ich möchte einmal vier Wochen erleben, in denen ich nicht zu irgend etwas Stellung nehmen muss, aber das ist bis heute noch nicht passiert. Insgesamt herrscht aber Unkenntnis darüber, was Juden, jüdische Religion, das Judentum sind. Wenn ich bei Diskussionen in Schulen die jungen Leute frage, welche Assoziationen sie bei den Begriffen Jude und Judentum haben, dann höre ich Auschwitz, Holocaust, Mord, Folter. Noch nie habe ich gehört, es sei eine Religion, die die Wurzel des Christentums ist, oder dass Juden in Deutschland bis 1933 wesentliche Beiträge für Wissenschaft, Kultur oder Wirtschaft geleistet hätten. Das gibt mir zu denken. Man kann doch nicht sagen, dass es darüber keine Information gibt. Aus Unkenntnis resultiert aber schnell ein Fremdheitsgefühl und damit jene Ablehnung, mit der wir täglich zu kämpfen haben.

Woher kommt diese Unkenntnis?

Spiegel: Ich komme langsam zu der Auffassung, dass in den Schulen viel versäumt wurde. Ich habe mir Schulbücher daraufhin angeschaut, was darin über die Entstehungsgeschichte des Judentums in Deutschland und des Nationalsozialismus steht. Vieles war fehlerhaft oder fehlte völlig. Dankenswerterweise konnten wir zusammen mit den Schulbuchverlagen Einvernehmen erzielen, dass Bücher überarbeitet werden. Es gibt hier einen großen Unterschied zur türkischen Gemeinschaft in Deutschland. Wie viele Türken leben in diesem Land?

Demirbükten: 2,3 Millionen.

Spiegel: Wir sind 90 000 Juden. Türken kennt man, sie treten im alltäglichen Leben in Erscheinung, man geht bei ihnen einkaufen, essen oder hat türkische Arbeitskollegen oder Freunde.

Demirbükten: Man hat zumindest Bilder im Kopf.

Spiegel: Sowohl positive wie negative. Aber wer kennt einen Juden persönlich? In Umfragen äußern sich viele Menschen auf die Frage, ob sie mit einem Juden befreundet sein wollen, ablehnend. Aber fast alle von diesen Menschen geben dann zu, nicht einen Juden persönlich zu kennen. Aber daran können wir 90 000 Mitglieder der jüdischen Gemeinden in Deutschland wenig ändern.

Demirbükten: Aber es geht nicht nur um die Schüler. Seit vielen Jahren mache ich Seminare über Christentum, Judentum und Islam für Schulleiter, Lehrer und Erzieher, also für Multiplikatoren. Dabei möchte ich vor allem die Gemeinsamkeiten zwischen den Religionen herausarbeiten. Und immer wieder staune ich, wie wenig die Teilnehmer darüber wissen.



Foto: Ulrich Baatz

Auch setzen viele den Islam mit politischem und religiösem Extremismus gleich. Da muss man unglaublich viel Informations- und Öffentlichkeitsarbeit leisten.

Spiegel: Nur, wir beide allein werden das nicht schaffen.

Demirbükten: Nein, wir müssen viele andere Menschen mit ins Boot holen.

Spiegel: Und dabei sind wieder die Lehrer Schlüsselpersonen. Es gibt viele engagierte Lehrer, die nicht genügend vorbereitet sind und das Rüstzeug nicht haben, um dieses sehr wichtige Thema vor allem ansprechend, das heißt Neugierde erweckend, zu vermitteln.

Demirbükten: Damit der Unterricht nicht zu einem Bekenntnis verkommt. Es geht um das Informativ.

Spiegel: Ganz richtig.

Woran liegt es eigentlich, dass diese Gesellschaft offensichtlich solche Schwierigkeiten mit der Integration hat?

Spiegel: Stimmt das überhaupt? Ich habe manchmal das Gefühl, dass das Wort Integration für alles herhalten muss, was im Zusammenleben von Deutschen und vermeintlich Fremden nicht stimmt. Ich sehe viel eher ein Problem in den Begriffen, die Politiker im Wahlkampf verwenden. Ich bin froh,

dass zumindest das Wort Leitkultur aus der Diskussion verschwunden ist. Die Politik muss sich fragen lassen, ob sie im Umgang mit Begriffen, die falsch interpretierbar sind, sensibel umgeht. Für die meisten Menschen ist Deutschland inzwischen ein Einwanderungsland. Das haben Politiker bis vor kurzem noch strikt abgelehnt. Die Frage lautet heute: Wie gehen wir mit den Menschen um, die nach Deutschland kommen? Mich erschreckt, dass viele Menschen, mit denen ich spreche, sagen: Wir haben nichts gegen Ausländer. Und dann kommt immer das Aber, dieses fürchterliche Aber – auch in Kreisen, in denen ich es nie vermutet hätte.



Fragen:

- Was verstehen die InterviewpartnerInnen unter Heimat?
- Was ist für euch Heimat?
- Was meint Paul Spiegel mit Normalität?
- Warum und wie werden Paul Spiegel und Emine Demirbükten symbolisch ausgebürgert und ihnen Heimatgefühle nicht zugestanden?

Demirbükten: Auch ich werde oft mit der Angst konfrontiert, es gäbe zu viele Ausländer. In Berlin gibt es 13,1 Prozent Menschen ausländischer Herkunft. Das heißt, 87 Prozent sind Deutsche. Wie können 87 Prozent behaupten, dass 13 Prozent zu viel sind? Dieses weit verbreitete Gefühl beschäftigt mich viel mehr als die Frage, wie viele Ausländer das Land braucht. Bei der Integration der gebildeten Mittelschicht sind wir schon

sehr weit gekommen. Die Probleme von Einwanderern mit geringerer Bildung sind dagegen gar nicht so anders als die von den Deutschen aus der gleichen Schicht. Hier müssten wir nun Regeln aufstellen für ein gemeinsames gesellschaftliches Zusammenleben – gleichberechtigt, ohne einen Hinweis auf die Herkunft aus der Türkei oder anderswo.

Spiegel: Das Wort Integration muss einen neuen Inhalt bekommen. Es kann doch nicht sein, dass jeder, der nach Deutschland kommt, seine eigene Kultur abzulegen hat und sogar verleugnen muss.

Demirbükten: Kultur hat sich immer in einem Wandlungsprozess bereichert. Seit dem 17. Jahrhundert gibt es in Berlin Zuwanderung. Und nur sie hat Berlin zu seiner Dynamik verholfen und zur Weltstadt gemacht – oder wird sie eines Tages zu einer solchen machen. Während wir noch über Sprachkurse diskutieren, haben die Jugendlichen, die sowohl der deutschen als auch der Herkunftssprache mächtig sind, in der vierten Generation – auch die deutsche Jugend ist hier mit einbezogen – längst ihre eigene Sprache erfunden, die Kanaksprak. Nun versuchen Lehrer, diese Sprache zu lernen, damit sie überhaupt bei diesen Jugendlichen anerkannt werden. Auf solche Phänomene müssen wir genau achten, denn sie bestimmen unsere Zukunft mit.

Wie sieht die deutsche Gesellschaft aus, die Sie sich wünschen oder erträumen?

Spiegel: Ich glaube, dass sich die Gesellschaft in einer Wandlung befindet. Bis zu einer Idealvorstellung ist es noch ein weiter Weg. Es wird noch lange dauern, bis es zu dem kommt, was man mit einem strapazierten Begriff „Normalität“ nennt. Für die Juden in Deutschland wird es diese Normalität, von der niemand mit dem Absolutheitsanspruch sagen kann, wie sie eigentlich aussehen könnte, auf lange Zeit nicht geben können. Aber dass heute eine jüdische Gemeinschaft in Deutschland existiert, wird in breiten Teilen der Bevölkerung schon wieder als normal akzeptiert. Und dass ich öffentliche Auftritte habe, wie zum Beispiel am 20. Juli vor Bundeswehrsoldaten, wird auch schon als ein Zei-

chen von Normalität gewertet. Normalität heißt für mich, den Fremden nicht nur Toleranz, sondern Respekt entgegenzubringen. Dies wäre ein erster wichtiger Schritt.

Demirbükten: Es gibt sehr viele gute Beispiele für gelungene Integration, für Normalität. Aber wir müssen der Gesellschaft das Gefühl geben, dass das eine Aufgabe für alle ist, nicht nur für die jüdische oder die türkische Gemeinschaft. Wir gelten als die grellen Farbtupfer in der Gesellschaft, aber wir möchten irgendwann auch einmal Alltag werden. Ich wünsche mir, dass im Sozialamt Mutter Meier durch eine Afrikanerin ihre Sozialhilfeleistung bezieht oder ein Türke im Bauamt in höchster Position sitzt.

Spiegel: Der Sport ist da weiter. Bei vielen Klubs, etwa auf Schalke, sind Schwarzafrikaner die Idole und die Leistungsträger. Vor fünf Jahren wäre das noch undenkbar gewesen.

Demirbükten: In Berlin gibt es eine türkischstämmige Boxerin, die deutsche Meisterin wurde. Die Wirtschaft hat sie schnell als Werbeträgerin entdeckt. Und so prangte eine türkischstämmige Deutsche von den Litfasssäulen. Zehn Tage lang hat das die türkische Presse in Deutschland als Sensation Nummer eins verkündet. So etwas gibt den Menschen ihr Selbstwertgefühl zurück. Warum kann eine Tagesschau-Sprecherin nicht türkischstämmig sein? Das wäre der Alltag, den ich mir für die Zukunft wünsche.

Spiegel: Dem kann ich mich nur voll anschließen.

Moderation: Johannes Wendland

Quelle: *chrismon* Nr. 9 / 2001

Das Interview wurde im Jahr 2001 geführt. Paul Spiegel, der 1937 in Warendorf geboren wurde und die NS-Zeit in einem Versteck im belgischen Exil überlebte, war zwischen 2000 und 2006 Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Er starb im April 2006 in Düsseldorf nach schwerer Krankheit.

Die 1961 geborene Emine Demirbükten heißt heute Demirbükten-Wegner und ist im Jahr 2008 nach wie vor Integrationsbeauftragte in Tempelhof-Schöneberg. Sie ist Abgeordnete der Berliner CDU-Fraktion und seit 2004 auch im Bundesvorstand ihrer Partei.